



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notiz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mir ist er durchaus nicht fremd, sagte Paul. Zu der Zeit, wo ich zuerst in der großen Welt erschien, gab es einen dieses Namens, der durch seine eleganten Tollheiten das Gespräch aller Salons war. Ein wütender Spieler, ein zügelloser Wüßling, besaß er im Superlativ alle Laster, welche die Bewunderung der vornehmen Gesellschaft erregen.

Der muß es sein. Er hat diese arme Nina zwei oder drei Jahre hindurch unglücklich gemacht, hat sie eines schönen Tages, als sie eben Mutter werden wollte, sitzen lassen und ist schuldenhalber, oder wie es heißt noch wegen etwas schlimmerem, nach Amerika geflüchtet. Von dort hat er seiner Frau nur selten Nachricht gegeben, und schließlich, es werden etwa sechs Monate sein, erhielt sie die Nachricht von seinem Tode. Dies ist ein Gegenstand, den man in Gegenwart der Ärmsten nicht berühren darf, und wenn du, mein lieber Paul, diesen Menschen gekannt hast —

Ich, nein. Ich kenne ihn kaum dem Namen nach und habe ihn nie gesehen. Ich hörte nur von dem Aufsehen, welches seine tollen Streiche erregten, und jetzt, wo ich mein Gedächtnis zusammen nehme, erinnere ich mich, daß es in Neapel war, wo ich das letztemal von ihm sprechen hörte, es mögen ungefähr sieben Jahre her sein. Ein Landsmann von uns, dem ich auf der Via Toledo begegnete, teilte mir als größte Neuigkeit mit, daß der famose Mandozzi angekommen sei, daß er den vielen Thorheiten, die er begangen, ein Ende gemacht und eine Frau genommen habe. Eine brillante Partie, sagte er mir, eine Heirat aus Liebe; er habe Schönheit und Reichtum zugleich erjagt und mache jetzt seine Hochzeitsreise, die Frau sei ein wahres Wunder von Schönheit. Er wollte mich mit ihm bekannt machen, aber ich lehnte es ab. Und seit jener Zeit habe ich nichts wieder von ihm erfahren.

Sedenfalls mußt du dich in Acht nehmen, auch nur die geringste Auspielung auf diese vergangene Zeit zu machen.

Beruhige dich, Adele, ich werde kein Wörtchen davon sagen.

Eine Heirat aus Liebe! bemerkte Josef Devannis. Ist es denn möglich, daß eine Frau, wie sie uns Frau Adele geschildert hat, sich in einen solchen Menschen verliebt? Wahr ist es freilich, daß die Frauenzimmer, auch die allertugendhaftesten, immer eine gewisse Zuneigung für schlechte Subjekte haben, um sie zu befehren.

(Fortsetzung folgt.)



Notiz.

Sprachmoden. Gegen Modethorheiten zu predigen, ist ein undankbares Geschäft. Das weiß jedermann, aber nicht jeder gewinnt es über sich, gleichmütig dem Unfug zuzuschauen. Wozu sich erhitzen! sagen die Zimmerweifen; Moden sind

Wellen und Wellchen, welche von jedem Lufthauch in Bewegung gesetzt werden, heute in östlicher, morgen in westlicher Richtung. Es mag uns verdrießen, wenn das Bild des Himmels und der Ufer durch das rastlose Hinundwieder so wunderbar zerrissen und verzerrt wird; aber wie langweilig würde ein ewiges Einerlei des Wasserspiegels werden! Und vor allem: dieser stete Wechsel geht ja nur auf der Oberfläche vor sich, die Tiefe bleibt unberührt.

Alein dieser Vergleich paßt doch nur auf das Gebiet der Modenzeiten, Modistinnen u. s. w., und auch da nur mit Einschränkung. Ob der Mann das entwürdigende Joch der breiten Frackschöße abschüttelt und kühn nach den spitzen greift, die ihn gottähnlich machen, ob die fortschreitende Bildung verlangt, daß die Frau als Kleid ein Regenschirmfuttermal oder einen Luftballon wähle, das darf uns bis zu einem gewissen Grade gleichgiltig sein, obwohl sich auch in diesen Dingen oftmals der Einfluß schlechter Gewohnheiten nachweisen lassen würde. Und in andern Fällen ist das Beispiel des Wassers, auf dessen glatter Oberfläche Wellenkreise und Rahnfurchen so rasch verschwinden, überhaupt nicht anzuwenden. Da handelt es sich um festen, fruchtbaren Boden, in welchem der Same von Unkraut so rasch und rascher keimt und Wurzel schlägt, als die Brotfrucht oder die Zierpflanze, welche dort angefüet worden ist. Solch ein Feld ist unleugbar das der deutschen Sprache. Freilich möchte man mutlos werden, wenn man mitansehen muß, wie jedem Landstreicher gestattet wird, die Saat zu zertrampeln und das nichtsnuzigste Zeug dazwischenzupflanzen, und wie dann ehrbare Leute daherm wandeln und sprechen: Ei, die herrlichen Wucherblumen, der anmutige Schwindelhaber, die originellen Disteln! Wie gut ist es doch, daß „ungenannt bleiben wollende“ Wohlthäter uns so holde Abwechslung verschaffen! Und nehmt euch ein Beispiel daran, ihr lieben Kinder, sammelt fein die Flora der Schutt- und Misthaufen und pflanzt sie hier sorgsamlich ein zwischen Weizen, Reben und Rosen, die wir schon so lange gesehen haben, daß sie uns zum Überdruß geworden sind. Ja, man möchte den Mut verlieren angesichts so weitverbreiteter Stumpfheit gegen das Wohl und Wehe der Muttersprache. Man fragt sich, ob denn im Elternhause und in der Schule nicht mehr reines Deutsch — in diesem Falle: richtiges, nicht dialektfreies — gesprochen werde, ob unsre Klassiker nicht mehr gelesen werden, daß das Sprachgefühl von Tag zu Tage mehr schwindet? Die gewerbsmäßigen Verderber des Schriftdeutsch trifft dabei ein nicht so schwerer Vorwurf, denn den meisten von ihnen ist nicht das Deutsche Muttersprache, sondern das Hebräische, das Polnische, Slowakische oder was sonst, oder sie haben keine ordentliche Schulbildung genossen. Aber das geht wie bei den Kleidermoden: der Friseur, der Schneider, die Kokotte geben die Gezeze, denen sich Hoch und Niedrig willig unterwirft!

Der Einzelne kann das nicht ändern, kann nicht täglich das ganze Feld abschreiten und alles Unkraut ausjäten. Indessen sollte jeder, der noch ein Ohr für die Sprache hat und Liebe zu derselben, wenigstens zugreifen, wo ihm wieder ein Mißgewächs entgegenstarbt oder entgegenstinkt, und von Zeit zu Zeit einen Berg davon aufstürmen und anzünden; erstens zur Befriedigung des eignen Sprachgewissens, dann in der Hoffnung, daß doch eine oder die andre Samentapsel dabei zu grunde gehe, oder daß wenigstens dieser Opferdunst einem oder dem andern in die Nase steigen und ihm zum Bewußtsein bringen werde, welche Kräuter er kultivirt.

Machen wir einen kleinen Anfang!

„Die Leiche wurde überführt.“ Das können wir täglich in Zeitungen des Nordens und des Südens, des Ostens und des Westens lesen. Entsetzlich! Sonst

pflegte die Untersuchung eingestellt zu werden, wenn der Verbrecher aus dem Leben geschieden war; jetzt wird noch die Leiche inquirirt und eines Verbrechens überführt, welches offenbar sie — also nicht der Lebendige, der sie einst war — begangen haben muß. Schauerhaft, höchst schauerhaft! Oder wäre der Ausdruck etwa einem süddeutschen Dialekt entlehnt und sollte besagen, daß die Leiche überfahren, unter die Räder gekommen sei? Auch das wäre eine schaurige Vorstellung. Doch beruhigen wir uns. Jemand, der der deutschen Sprache nicht mächtig war, hat sagen wollen, daß die Leiche in die Gruft gebracht, übergeführt worden sei. Und weil die Form, die er da anwandte, zwar falsch, aber neu war, fand sie sogleich Beifall, und nun wimmelt es in der Tagesliteratur von überführten Dingen aller Art. Wer der Erfinder dieses Unsinnns gewesen ist, mögen die Götter wissen. Interessanter ist die Frage, wie jemand darauf verfallen sein kann und wie es möglich ist, daß wirklich gebildete Männer dergleichen nachschreiben und in den Mund nehmen. Bekanntlich war die Vorsilbe *ge* zur Bildung des Partizips der Vergangenheit nicht immer erforderlich, und in Oberdeutschland läßt man sie auch jetzt noch häufig weg (ich bin *gangen* u. dergl.); dem ersten, welcher das Wort überführt oder ein ähnliches für den Druck niederschrieb, klang daselbe vielleicht mit dem Ton auf der Partikel, aber der Leser legt unwillkürlich den Ton auf das Verbum. Und da begegnen einander Halbbildung und anmaßliche Schulmeisterei in dem Bemühen, die deutsche Grammatik zu verbessern. Die germanische Eigentümlichkeit trennbar zusammengesetzter Zeitwörter — eine Eigentümlichkeit, unschätzbar für denjenigen, der überhaupt eine Sprache zu gebrauchen weiß, und nur für den Ungelehrten ein Hemmnis — soll als „Unregelmäßigkeit“ beseitigt werden. Fast niemand erkennt mehr etwas an, sondern fast jeder anerkennt u. s. w. Doch die Sprache in ihrem Eigensinn macht bei gewissen Zusammensetzungen Unterschiede, welche, sollte man glauben, nicht so einfach zu beseitigen wären. Ich übergehe einen Umstand, aber ich gehe zu einem andern Gegenstande über; ich unterstehe mich, etwas zu thun, aber ich stehe unter meinem Vorgesetzten; ich widerspreche einem, und was ich vorbringe, spricht wider ihn; ich umgehe einen Feind, indem ich um einen Wald gehe; ich durchlaufe ein Verzeichniß, oder ich laufe durch ein Feld; ich hintergehe jemand noch nicht, wenn ich hinter ihm gehe. Unbetont ist die Präposition untrennbar, betont behält sie ihre Beweglichkeit, und je nachdem wird auch der Sinn des Wortes ein anderer. Dieser Umstand läßt sich doch nicht ignoriren, meint der beschränkte Laienverstand. Aber der Höhergebildete kennt keine schwächliche Rücksicht. Er übergeht zu einem andern Gegenstande, er untersteht seinem Vorgesetzten u. s. w. Es giebt keinen Fluß, der nicht schon übersetzt worden wäre, wenn auch nicht aus einer Sprache in eine andre, so doch zu Pferde oder mit einem Rahne. Es wird notwendig werden, die Nationalliteratur einer gründlichen Revision zu unterziehen, denn die guten Leute, die vor achtzig und hundert Jahren dichteten, ahnten noch nichts von der heutigen Entwicklungsfähigkeit unsrer Sprache.

Als Schopenhauer seine „Materialien zu einer Abhandlung über den argen Unfug, der in jetziger Zeit mit der deutschen Sprache getrieben wird,“ *) sammelte,

*) Abgedruckt in Arthur Schopenhauers „Handschriftlichem Nachlaß,“ Leipzig 1864, ein kleiner Teil auch in die spätern Auflagen der „Parerga“ eingeschaltet. Sie verdient selbstständig gedruckt in Lehrer- und Schülerbibliotheken aufgenommen und als Prämien verteilt zu werden. An Stoff zu Ergänzungen und Nachträgen würde es — Gott sei's geflagt — nicht fehlen!

also vor 25 bis 30 Jahren, war es noch neu, „Bezug“ statt „Beziehung“ zu setzen, und in seinem Zorne schrieb er nieder: „Kopffissen, Sofas und Stühle haben Bezüge, Menschen und Dinge haben Beziehungen. So ist's Deutsch.“ Wenn er erst die Nachkommenschaft der Bezüge erlebt hätte! Das Wort beziehentlich scheint gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein, es giebt nur noch „bezüglich“, und dies hat den Wechselbalg „diesbezüglich“ in die Welt gesetzt, dem man gar nicht mehr entgehen kann. In 99 von 100 Fällen ist es ein völlig überflüssiges Flickwort, kann einfach weggestrichen werden, ohne daß man eine Lücke bemerken würde, und in allen übrigen wäre es durch „darauf“, „hierzu“, äußerstenfalls durch „mit Beziehung hierauf“ und ähnliches zu ersetzen. Natürlicherweise wird die Sprachindustrie sich durch den großen Erfolg dieser nouveauté angeporrt fühlen, weiterzufabrikiren, wir werden „dasbezüglich“, „wasbezüglich“, „werbezüglich“ und andre Spottgeburten ihr Wesen treiben sehen — immer unter dem Beifall oder dem Schweigen des Volkes der Denker, welches ein so kostbares Gut wie die Sprache sorglos dem Mutwillen und der täppischen Neuerungskunst des Erstenbesten preisgiebt.

Eine der neuesten und saftigsten Früchte aus dem Worttreibhause ist auch die Anwendung des Adverbiums „selten“ vor einem Prädikat, um dies zu verstärken. Der Vorgang trägt den Stempel der Affektation deutlich an sich! Unsere Zeit kommt im allgemeinen mit nichtübertreibenden Ausdrücken nicht mehr aus: Hyperbeln, welche sonst nur scherzhaft in Kreisen von Studenten oder Offizieren gebraucht wurden, sind gäng und gäbe, und die Dame, welche sich des Besitzes einer „riesig kleinen“ Uhr rühmte, steht durchaus nicht allein. Folglich ist jeder dritte Mensch ein „seltnen“ Mensch, und da man doch Unterschiede machen muß, erfolgt die Müd- bildung aus dem Adjektiv selten = ausgezeichnet zu einem zweiten Adverbium. „Ein selten tapferer Offizier, eine selten tugendhafte Frau.“ Vergleichen schreibt ein Tropf nieder, die Leute lesen es, ohne den komischen Sinn auch nur zu merken, und sprechen es gedankenlos nach. Sähen sie das, was sie reden, in einer fremden Sprache vor sich, wie würden sie lachen! Un officier rarement brave, a seldom virtuous wife — das würde man als Anekdote weiter erzählen; für die Muttersprache sind sie abgestumpft. Abgestumpft? Beileibe nicht! Bestehen und wirken doch große Vereine für die Erhaltung des Deutschen in Ländern mit gemischter Bevölkerung. Ja freilich, aber daheim läßt man es verkommen.

Genug für diesmal. „Schreibt schlechtes und dummes Zeug soviel ihr wollt: es wird mit euch zu Grabe getragen und schadet weiter nicht; aber die Sprache laßt unangetastet: sie ist das Eigentum der Nation und das Werkzeug, dessen künftige wirklich denkende Geister sich zu bedienen haben, daher ihr es ihnen nicht verderben sollt.“ Und: „Wie wenig Gehalt und Gewicht muß man doch seinen Gedanken beimessen, um zu meinen, sie könnten nicht das volle Quantum der ihnen entsprechenden Worte und Silben ausfüllen und tragen! — Wenn ein neues Geschlecht heranwächst, welches sich das infame Kauderwälsch der unsäglichen »Zeitzeit« zur Norm nimmt, so ist es um die deutsche Sprache geschehen.“ (Schopenhauer a. a. D., S. 60 und 67.)



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Meuditz-Leipzig.